

Zitierhinweis

Marie Janine Calic über: Oliver Jens Schmitt: Kosovo. Kurze Geschichte einer zentralbalkanischen Landschaft. Wien [u.a.]: Böhlau; Stuttgart: UTB 2008. ISBN: 978-3-8252-3156-9, ISBN: 978-3-205-77836-3, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. Neue Folge, Bd. 59 (2011) H. 3, S. 425-427



Franz Steiner Verlag

IM AUFTRAG DES
Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

che Zitate aus deren Werken bekannt gemacht und es dadurch mit vertiefter Kenntnis alternativer Geschichtsdeutungen sozusagen „erleuchtet“ habe. (S. 351) Den Autor des hier rezensierten Bandes charakterisiert Nosov, aber nicht nur er, als einen pädagogisch ungewöhnlich talentierten und inspirierenden Forscher, dem es gelungen sei, im „Slavisch-warägischen Seminar“ eine „echte schöpferische Atmosphäre wissenschaftlichen Arbeitens zu schaffen“ und den Enthusiasmus einer jungen Generation von Archäologen für warägische Themen zu wecken. Nosovs knapper, aber informativer bibliographischer Abriss zum Normannenproblem aus archäologischer Sicht ist ein überzeugender Beleg für diesen Sachverhalt. Das ungewöhnlich umfangreiche Literaturverzeichnis am Ende des Bandes schließlich spiegelt eindrucksvoll die an die 250 Jahre währende Beschäftigung mit dem Thema wider.

L. S. Klejns Buch ist eine durch aktuelle gesellschaftspolitische Tendenzen in Russland herausgeforderte, fesselnde Dokumentation eigener Erfahrungen mit sowjetischer Geschichtspolitik. Abgesehen davon, dass dem Leser die wesentlichen Argumente und Gegenargumente im nicht enden wollenden „Warägerstreit“ nochmals komprimiert dargeboten und die geschichtlichen Höhepunkte der Auseinandersetzung in knapper und dabei immer anregender Weise nachgezeichnet werden, ist die Publikation – und das ist zweifellos das wichtigste Anliegen ihres Herausgebers und Verfassers – vor allem ein faszinierendes Lehrstück über Ausgrenzung, Anpassung und Widerstand von Wissenschaft in einem totalitären System.

Hartmut Rüß, Münster

OLIVER JENS SCHMITT: Kosovo. Kurze Geschichte einer zentralbalkanischen Landschaft. Wien: Böhlau; Stuttgart: UTB, 2008. 393 S., 21 Abb. ISBN: 978-3-8252-3156-9; 978-3-205-77836-3.

Dieses Buch versteht sich nicht als umfassende Gesamtdarstellung, sondern als analytischer Aufriss der Geschichte Kosovos seit der Antike. Schmitt bietet eine knappe Synthese vorhandener Forschungsliteratur. Ganz am Anfang des Buches werden plakativ konkurrierende nationale Geschichtsbilder gegenübergestellt. Die

weitere Erzählung nimmt auf die eingangs vorgestellten serbischen und albanischen Master-Narrative dann allerdings keinerlei Bezug mehr. Anders als etwa Noel Malcolms „Geschichte Kosovos“, die tief in die Quellenkritik einsteigt und divergierende Interpretationen gegeneinander abwägt, ist die Erzählung hier relativ geradlinig, und zwar selbst bei so unvollkommener und widersprüchlicher Forschungslage wie im Fall der Schlacht auf dem Amselfeld 1389. Da das Buch ganz ohne Fußnoten und Belege auskommt, bleibt dann auch im Dunkeln, auf welcher Grundlage der Verfasser selbst zu seinen Erkenntnissen gelangt.

Die Darstellung bietet zuallererst einen nützlichen Einstieg in die frühneuzeitliche Strukturgeschichte des Zentralbalkans. Im ersten Hauptteil werden die Herrschaft Roms sowie des Byzantinischen und des Osmanischen Reichs, Wirtschaft und Gesellschaft, Religionen und Sprachen sowie Migrationsbewegungen in der Vormoderne behandelt. Kosovo entstand als politisch-territoriale Einheit ja erst nach 1945, weshalb es in früheren Zeiten in übergeordnete regionale Zusammenhänge eingeordnet werden muss. Dabei entsteht das Bild einer multikulturellen Landschaft, in der ethno-religiöse Konflikte bis weit in das 19. Jahrhundert hinein erst einmal keine größere Rolle spielten und in der sich vormoderne Gesellschaftsformationen bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts hielten.

Im zweiten Teil wechselt die Darstellung zur politischen Geschichte, wenn jetzt von der Periode die Rede ist, in der Kosovo Teil Serbiens (seit 1912) bzw. Jugoslawiens (seit 1918) war. Das 20. Jahrhundert beschreibt Schmitt im Lichte einer permanenten Unterdrückung der Albaner durch Serbien bzw. Jugoslawien, womit er grundsätzlich der national-albanischen Sichtweise folgt.

Jugoslawien als Staat kommt insgesamt ziemlich schlecht weg. Das königliche Jugoslawien wird als „erster Versuch eines großserbischen Staates“ bezeichnet (obwohl die jugoslawische Idee ja in Wirklichkeit aus der kroatischen Nationalpolitik hervorging). Wir lesen von der „rücksichtslosen Unterdrückung besonders der Kroaten, Albaner und bulgarischorientierten Bevölkerung“ Makedoniens. Zumindest, was die Kroaten angeht, die 1939 sogar eine ei-

gene Banschaft erhielten, ist der Begriff „rückichtslose Unterdrückung“ verfehlt. Und auch bezüglich der anderen Bevölkerungsgruppen wären sicherlich Differenzierungen angebracht. Ausführlich wird die geheime Denkschrift des Historikers Vasa Čubrilović aus dem Jahr 1937 referiert, in der er der königlichen Regierung die Diskriminierung und „Evakuierung“ hunderttausender Albaner anriet. Schmitt präsentiert sie als eine Art serbischen Masterplan für ‚ethnische Säuberungen‘. „Zahlreiche seiner Elemente“, schreibt Schmitt, seien „in unterschiedlicher Intensität – kurz vor dem Zweiten Weltkrieg und dann zwischen 1945 und 1966 sowie zwischen 1989 und 1999 in die Tat umgesetzt“ worden (S. 209). Das passt zwar gut in das Narrativ der ewigen Verfolgung, ist aber unzutreffend. Čubrilovićs Vorschläge blieben seine private Meinung und wurden weder vor noch nach dem Zweiten Weltkrieg je zur offiziellen Politik gemacht. Ob sie in einem Teil der national denkenden Klasse Serbiens insgeheim Zustimmung fanden, steht auf einem anderen Blatt. Auch im weiteren Gang der Erzählung schimmern national-albanische Stereotype durch: Der Einmarsch der Achsentruppen sei 1941 von allen Nichtserben im ganzen Land begrüßt worden (wie aber erklärt sich dann die Breite des Widerstands?), die Kollaboration mit Faschisten und Nationalsozialisten sei lediglich eine Schutzmaßnahme gewesen, und auch nach 1945 seien die Albaner nicht gleichberechtigt gewesen, da ihre Provinz ja keinen Republikstatus erhielt.

Fairerweise berichtet das Buch aber auch über die Fortschritte infolge der sozialistischen Modernisierungspolitik, etwa bei Bildung, Gesundheit und Medien, und über die sehr weitgehenden Rechte, die Kosovo durch die Verfassungsänderungen 1968 erhielt. Schmitt schildert, wie die politische Liberalisierung zu einer fortschreitenden Albanisierung der Provinz und zu einer engen Zusammenarbeit mit dem Albanien Enver Hoxhas führte. Interessant sind besonders die Teile, die Kosovo in den Kontext der Politik Albaniens und panalbanischer Strömungen stellen. Der Autor zeigt, wie Titos Versuch, eine eigenständige kosovarische Nationalidentität zu konstruieren, scheiterte, und wie die später staatlich sanktionierte Pflege eines grenzüberschreitenden Gemeinschaftsge-

fühls zur schleichenden Entfremdung vom jugoslawischen Staat führte. Schmitt thematisiert in diesem Zusammenhang zudem das Wirken von Emigranten, kriminellen Untergrundstrukturen sowie panalbanischen Extremisten (S. 240ff).

Die weitgehende Abschaffung der Autonomie Kosovos durch Slobodan Milošević wird in der Kontinuität der Geschichte seit 1918 gedeutet. Schmitt parallelisiert sie immer wieder mit dem Nationalsozialismus, etwa wenn im Zusammenhang der Verfassungsänderungen von 1989/90 von „Gleichschaltung“ und von Analogien zum Ermächtigungsgesetz 1933 die Rede ist (S. 309–310). Čubrilovićs nie realisierte Denkschrift erinnert den Autor sogar „an Methoden der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik in Osteuropa“ (S. 208).

Unter Umständen wurde das Buch, das auf einer Lehrveranstaltung fußt, in großer Eile niedergeschrieben. Jedenfalls gibt es störende Ungenauigkeiten und Fehler. Titos Wahlspruch hieß „Brüderlichkeit und Einheit“, nicht „Einheit und Brüderlichkeit“ (S. 307). Die kroatische Offensive in der Krajina namens „Oluja“ wird als „Blitz“ anstatt „Sturm“ übersetzt (eine Operation „Blitz“ gab es zwar auch, aber die war früher) (S. 327). Und Slobodan Miloševićs viel zitierter, an die Kosovo-Serben gerichteter Satz aus dem Jahr 1987 „Niko nesme da vas bije“ (Niemand darf Euch schlagen) wird als „Keiner soll es wagen, euch zu schlagen“ wiedergegeben, womit ein drohender Unterton in die Grundaussage kommt (S. 306).

Die gegenwartsnahen Kapitel überzeugen wenig. Internationale Akteure werden schlicht als „die Großmächte“ bezeichnet, selbst wenn die UNMIK, die EU oder die NATO gemeint sind. Auch Deutschland und Italien steigen so zu „Großmächten“ auf (S. 336). Ihre anfängliche Reserviertheit gegenüber Militärinterventionen wird nicht nur mit dem Zweiten Weltkrieg, sondern vor allem mit Antiamerikanismus erklärt (S. 328). In der multilateralisierten Welt des 21. Jahrhunderts klingt das alles etwas nach Stammtisch. Auf S. 367 wird der Leiter der europäischen Rechtsstaatsmission EULEX als „Vizekönig“ bezeichnet – offensichtlich liegt eine Verwechslung der nur beratenden EU-Expertengruppe mit dem viel prominenteren und mit einem exekutiven Mandat ausgestatteten Internationalen Zivilen Beauftragten (ICR) vor,

den der Text gar nicht kennt.

Das Buch blättert viele wichtige und interessante Themen auf. Es ist als einführende Lektüre gut geeignet. Wer sich zuverlässig informieren will, sollte aber in jedem Fall noch zu anderen Werken greifen.

Marie-Janine Calic, München

Albanische Geschichte. Stand und Perspektiven der Forschung. Hrsg. von Oliver Jens Schmitt und Eva Anne Frantz. München: Oldenbourg, 2009. 280 S. ISBN: 978-3-486-58980-1.

Um die Albanologie wäre es schlecht bestellt, gäbe es nicht eine kleine internationale wissenschaftliche Gemeinschaft, welche die Geschichts-, Sprach- und Literaturwissenschaft sowie Ethnologie über die albanischen Gebiete mit frischem theoretischem und methodologischem Wind versehen würde. Zu diesem Schluss muss man aufgrund der Lektüre des Bandes kommen. Wie Schmitt einleitend ausführt, wurden bewusst keine albanischen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen beigezogen, „mit dem Ziel, eine feste Basis für eine spätere umfassende Diskussion mit albanischen Historikern zu schaffen“. Ob dieses hehre, übergeordnete Ziel erreicht werden kann, muss dahingestellt bleiben, zumal in den Beiträgen allenthalben die mangelnde Rezeptionsbereitschaft der albanischen Albanologie herausgestrichen wird. Was der Band jedoch mit Sicherheit leistet, ist eine kritische Bestandsaufnahme der historisch orientierten albanologischen Wissenschaftsdisziplinen und eine Hinterfragung von Dogmen der albanischen Albanologie, wie etwa jener von der illyrisch-albanischen Kontinuität.

Diese wird von den beiden Auftaktbeiträgen JOACHIM MATZINGERS („Die Albaner als Nachkommen der Illyrer aus der Sicht der historischen Sprachwissenschaft“) und STEFAN SCHUMACHERS („Lehnbeziehungen zwischen Protoalbanisch und balkanischem Latein bzw. Romanisch“) klar zurückgewiesen. Sie vertreten die nicht neue These, dass es sich beim Albanischen um ein vom Illyrischen (und Thrakischen) unabhängiges altbalkanisches Idiom handelt. Sollte sich diese Theorie weiter verfestigen, wäre die illyrisch-albanische Kontinuitätsthese nicht mehr aufrechtzuerhalten.

OLIVER JENS SCHMITT kommt in seinem Beitrag „Monade des Mittelalters“ – die Albaner im Mittelalter“ zu einem ernüchternden Befund über die albanische Mittelalterforschung. Gemessen an ihrer Bedeutung – erstmals werden die Albaner in schriftlichen (byzantinischen) Quellen erwähnt – sei sie personell unterbesetzt und habe in den Jahren seit 1991 keinen wesentlichen Beitrag zur mediävistischen Albanologie geleistet. Sie werde von einer in kommunistischer Zeit ausgebildeten Wissenschaftlergeneration dominiert, eine nachrückende Generation sei nicht auszumachen. Publikationen zum Mittelalter stammten primär von Journalisten. Dies erklärt auch, weshalb Schmitts kritische Beurteilung der albanischen Skanderbeg-Historiographie eine von außerwissenschaftlichen Kräften geschürte Welle der Empörung ausgelöst hat.

Kritisch beurteilt MARKUS KOLLER auch die albanische Osmanistik. In „Albaner im Osmanischen Reich – ein historiographischer Überblick (17. und 18. Jahrhundert)“ kommt er zu dem Schluss, dass der Mythos von der Unterdrückung des albanischen Volkes und dessen permanentem Kampf gegen die osmanische ‚Fremdherrschaft‘ noch immer forschungsleitend sei. Außerdem habe die Konzentration auf die Wirtschaftsgeschichte dazu geführt, dass kulturgeschichtliche und alltagsweltliche Fragestellungen großteils ausgeklammert würden.

NATHALIE CLAYER („Religion, Nationsbildung und Gesellschaft“) konstatiert Forschungsdesiderate in Bezug auf die Rolle der Religion für die albanische Staatswerdung. BERND J. FISCHER („The Second World War in Albania: History and Historical Agendas“) sieht die Notwendigkeit einer völligen Neubewertung des Zweiten Weltkriegs durch die albanische Historiographie und empfiehlt eine synthetische Darstellung im Rahmen des Kriegsgeschehens auf dem Balkan. MICHAEL SCHMIDT-NEKE („Zwischen Kaltem Krieg und Teleologie: Das kommunistische Albanien als Objekt der Zeitgeschichtsforschung“) fordert eine abschließende Beurteilung des albanischen Kommunismus, die wohl irgendwo zwischen Terrorregime und gerechtfertigter Entwicklungsdiktatur liegen würde. ROBERT PICHLER („Die Albaner in der Republik Makedonien – Geschichtswissenschaft im Spannungsfeld von Politik und sozia-